Buch zur Sache

Autor(en): **Christen, Thomas**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Zoom : Zeitschrift für Film**

Band (Jahr): **38 (1986)**

Heft 23

PDF erstellt am: **30.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

ster Direktheit: Rissis fatale Tendenz zur oberflächlichen Behandlung von reizvollen und bislang sogar brisanten Stoffen. Kaum verwunderlich, dass er von Alexander Heimanns Roman nur das eigentliche Handlungsskelett übernommen hat; dessen kritische Zwischentöne und feine Anspielungen sind da nicht erwünscht. Doch das Ganze hat Methode: Mark Rissi schielt auch mit seiner jüngsten Produktion unverhohlen auf ein breites Publikum. Er träumt offenbar von einer Wiederholung des «Schweizermacher»-Phänomens. So müssen denn alle Ekken und Kanten abgeschliffen werden – den Durchschnittsverbraucher würden diese ohnehin nur irritieren –, und fertig ist das Volkskino. Rissi freilich sieht's, wen wundert's, anders. Ihm zufolge ist er und sein Team «beim Drehen über sich hinausgewachsen, haben Action gemacht, haarsträubende Verfolgungsfahrten und wilde Schiessereien inszeniert», wobei auch die Liebe nicht zu kurz komme – für alle eben ein Häppchen, man möchte es ja allen recht machen.

«Lisi und der General» ist nicht nur langweilig (teils hanebüchene Dialoge und eine zähflüssige Handlung) und lächerlich (Franz Matter als Polizeikommissar und Peter Schneider als Bankräuber karikieren ihre Rollen ins Unerträgliche): Der Film ist auch gefährlich, weil er unter dem Deckmäntelchen der leicht verdaulichen Unterhaltungskost einen vor Klischees strotzenden Eintopf der reaktionärsten Sorte präsentiert. Ganz im Sinne der Rühmann-Filme der fünfziger Jahre hat Rissi alles eliminiert, was das Selbstwertgefühl stören und unangenehme Fragen aufwerfen könnte. Was hätten da drei, vier junge Filmemacher für das gleiche Geld machen können! Man darf gar nicht daran denken. ■

BUCH ZUR SACHE

Thomas Christen

Das Leben des A. K.

Akira Kurosawa: So etwas wie eine Autobiographie. München 1986, Schirmer/Mosel, 256 Seiten, Fr. 35.90.

Noch eine oder schon wieder eine Autobiographie? Das mag sich mancher film- und auch filmliteraturinterressierte Leser fragen angesichts der Flut solcher Bücher. Skepsis ist also angezeigt. Immerhin handelt es sich hier um die Autobiographie eines Regisseurs, während der Grossteil solcher Lebensselbstdarstellungen im Bereich des Films von Schauspielern und Schauspielerinnen stammt. Skepsis unnötig? Immerhin gibt es auch jene eines gewissen Roman Polanski, die in ihrer Geschwätzigkeit und eitlen Selbstbespiegelung nicht gerade ein hohes Niveau aufweist. Bei Akira Kurosawa, jenem Regisseur, den der europäische Zuschauer wohl am schnellsten mit Japan und seinem Filmschaffen in Verbindung bringt, und seinem Buch «So etwas wie eine Autobiographie» verfliegen solche Bedenken bereits nach den ersten Seiten. Hier findet ein ernsthaftes, aber nicht ernstes, sondern mit einer sanften Ironie durchzogenes Stück Erinnerungsarbeit statt, die seine Person, Herkunft, Kindheit und Jugend, seine nicht immer gradlinige Laufbahn zum Film und seine ersten Erfolge umfasst.

Kurosawas Erinnerungen betreffen nicht sein ganzes Leben, sie enden mit jenem Film, mit dem er 1950 Weltberühmtheit erlangte und der zugleich auch das Interesse der westlichen Welt auf ein bislang unbekannt gebliebenes, durch Faschismus und Militarismus in die kulturelle Isolation getriebenes Filmland erregte: «Rashomon». Am Ende des Buches folgen einige «Randbemerkungen zum Filmemachen», die mehr allgemeiner Natur sind und so etwas wie Bausteine zu einer Kurosawa'schen Filmtheorie darstellen. Aber so würde er sie bestimmt nicht bezeichnen, denn Bescheidenheit kennzeichnet diesen mittlerweile über 70jährigen Mann.

Bereits im Vorwort weist Kurosawa darauf hin, dass er lange Widerstand gegen das Projekt einer Autobiographie geleistet habe. Vor allem sei er der Überzeugung gewesen, dass es, wenn er jemals etwas schreiben würde, darin allein um das Kino, um den Film gehen sollte. Dies wäre aber keine Autobiographie gewesen, denn Kurosawa stellt eine eigentümliche Formel auf: «Man nehme ‹mich›, ziehe ‹das Kino› ab, so wird das Ergebnis ‹Null› sein.»

Das Ergebnis, das nun auch auf deutsch vorliegt, ist allerdings ganz anders. Nicht zuletzt durch die Autobiographie seines hochverehrten Regiekollegen Jean Renoir («Mein Leben und meine Filme») angeregt, veränderte er die Vorgehensweise. Von seinen Filmen und «dem» Kino ist erst in der zweiten Hälfte des Buches die Rede,

Kurosawa-Filme in Zürich

An der ETH Zürich wird in Zusammenarbeit mit dem Freifach Filmkunde eine Retrospektive des Regisseurs Akira Kurosawa bis Februar 87 gezeigt. Das Programm ist erhältlich bei: Filmstelle VSETH, ETH-Zentrum, 8092 Zürich (frankiertes Rückantwortkuvert beilegen).

die ersten 100 Seiten handeln von Kindheit und Jugend.

Ebenfalls von Renoir ist die Technik des Erinnerns übernommen. Kurosawa lässt sich und seinen Werdegang an seiner Umgebung, an den Menschen, mit denen er auf die eine oder andere Weise zu tun hatte, spiegeln. Was zurückfällt, ist ein vielschichtiges, facettenreiches, vielfältig gebrochenes Porträt des jüngsten Kindes aus einer Familie mit Samurai-Tradition, in den jungen Jahren seines Lebens ängstlich, schwächlich und weinerlich, später mit einem Hang zur Starrköpfigkeit. Prägende Ereignisse im ersten Teil sind das grosse Erdbeben von Kanto 1923 und der Selbstmord seines älteren Bruders, einer frühen Bezugsperson, die ihn auch zum Kino, zum Film heranführte. Im zweiten Teil dagegen ragt sein erster Lehrer, der Regisseur Kajiro Yamamoto, heraus, der ihn alles lernen liess, was ein Regisseur braucht: Schauspielführung, Drehbuchschreiben, Montage usw.

Kurosawas Autobiographie ist zugleich Erinnerung an Vergangenes, Prägendes und scheinbar Nebensächliches, aber auch die Darstellung dieses Erinnerungsprozesses. Immer wieder bringt sich der Autor als heute lebende Person ein, die manches nicht mehr weiss, nicht mehr der Vergangenheit entreissen kann, anderes lieber verschweigen möchte und es dann doch erzählt. Kurosawa lässt Stimmen einfliessen, die sich nicht völlig mit seiner eigenen Version decken, schweift ab, unterbricht sich wieder mit dem Hinweis, dass er nun nicht länger verweilen könne, da er sonst kein Ende finde. Ein Ende findet er schliesslich doch, wenngleich ein etwas abruptes. Das Buch endet zu jenem Zeitpunkt, als sich der grosse Erfolg einstellt und er durchs Tor in die internationale Filmwelt eintritt, wie er es selbst beschreibt und dabei auf jenes Tor anspielt, das in «Rashomon» eine wichtige Rolle spielt. Aber man könne sich ja auch seine Filme anschauen, wenn man mehr über ihn wissen wolle: «Nichts sagt so viel über einen schöpferischen Menschen aus wie sein Werk.» ■

FORUM DER LESER

Sigi Friedli, B.

Aus der Verantwortung gestohlen

Zu Lorenz Belsers Besprechung des Films «Half Life», ZOOM 20/86

«Der erste weisse Missionar, der auf Samoa landete ...» Was mit diesem auf elementare Zusammenhänge hindeutenden Satz in L. Belsers Artikel beginnt, löst sich unverzüglich in schönrednerischen Leerformeln auf, bevor die Chance wahrgenommen wird, die Blutspur von eben diesem Missionar zu der H-Bombe aufzuzeigen. Dieses Ausweichen ist mehr als Nachlässigkeit, es spiegelt sich darin das Sich-Herausstehlen aus einer schrecklichen Verantwortung. Das Drama der Pazifikbewohner (und aller kolonialisierten Völker) ist untrennbar auf alle Zeiten mit der Invasion der weissen, christlichen Herrenmänner verbunden.

In den Grabsteinen auf Rongelalp mit ihren eingelassenen Kreuzen zeigen sich denjenigen, die Augen haben zu sehen, die zweitausendjährigen Massenmorde und seelischen Verstümmelungen, begangen im Namen eben dieses Kreuzes, ebenso wie die Kolonisierung über den Tod hinaus.

Es genügt nicht, abstrakt und unverbindlich die Ungerechtigkeiten zu verurteilen und positiv hervorzuheben, dass den Kritikern jegliche Polemik und «Einseitigkeit» abgeht, es genügt nicht, sich, d. h. ZOOM mit seinem christlichen Hintergrund bei allen Auseinandersetzungen rauszuhalten. Wer zu gewissen Ereignissen nicht mehr und nichts Deutlicheres zu sagen hat als ZOOM, macht sich mitschuldig.

Es sei ausdrücklich erwähnt, dass es mir nicht in erster Linie um Lorenz Belsers Artikel geht. Die Kritik soll hier nur exemplarisch für die vorherrschende Tendenz in ZOOM stehen. Seit über 12 Jahren lese ich diese Zeitschrift regelmässig. In dieser Zeit hat sie sich (wahrscheinlich) geändert; ich mich auch. Vielleicht war ich früher unkritischer oder kompromissbereiter, auf jeden Fall ist für mich ZOOM in letzter Zeit kaum noch geniessbar mit seiner pseudo-bildungsbürgerlichen Schwafelei. Des öftern war ich schon versucht, einen Leserbrief zu schreiben, vor allem nach den unglaublichen Gemeinplätzen, die über sogenannt feministische Filme verbreitet werden. Ich habe es unterlassen in der Meinung, es nütze sowieso nichts. Heute tue ich es trotzdem. Lesen Sie es bitte nicht als Zeichen einer Meinungsänderung, sondern als eine Art Psychohygiene und als Ausdruck der Solidarität mit den verseuchten Bewohnern der Pazifikinseln, die durch Ihre Schreibe noch ein weiteres Mal vergiftet wurden. ■